

Erzählte Identität? Zur Kritik narrativer Demenz-Theorien¹

Narrated Identity? A Critique towards Narrative Theories of Dementia

DANIELA RINGKAMP, MAGDEBURG

Zusammenfassung: Nicht nur in der Demenzethik, sondern auch in grundlegenden Fragen zum Personen-Status von Demenzbetroffenen sind Verweise auf narrative Modelle, die die personale Identität Demenzkranker aufzeigen sollen, populär. Ziel des Beitrages ist eine kritische Auseinandersetzung mit den Voraussetzungen und argumentativen Problemen, die sich im Anschluss an diese ‚narrativen Demenztheorien‘ ergeben. Nach einer Einführung in die Begrifflichkeiten philosophischer Identitätskonzeptionen und einem exemplarischen Einblick in Modelle narrativer Demenztheorien werden Einwände gegen diese Positionen diskutiert. So ist zunächst unklar, welches Verständnis von ‚Narration‘ und ‚narrativer Identität‘ in narrativen Demenztheorien vorausgesetzt wird. Beim Versuch der Klärung des Begriffs einer ‚narrativen Identität‘ zeigt sich anschließend, dass sich narrative Demenztheorien nicht nur in Widersprüche verwickeln, sondern sich zudem Probleme ergeben, die aus der relationalen Struktur narrativer Demenztheorien resultieren und die u.a. in den von Peter Lamarque geäußerten Trivialitätseinwand münden. Soll die personale Identität Demenzbetroffener rekonstruiert werden, so empfiehlt es sich vielmehr, auf holistische Konzeptionen, die die gesamte Biographie einer Person narrativ aufarbeiten, zu verzichten und stattdessen episodische Artikulationen zu berücksichtigen, die die auch von Vertretern narrativer Ansätze geforderte Aufwertung des aktuellen Erlebenszustandes der Betroffenen leisten können. Eine solche alternative Herangehensweise wird am Ende des Beitrags durch Einbezug der Ansätze Galen Strawsons und Jeff McMahans vorgestellt.

1 Für Anmerkungen, die mir bei der Ausarbeitung dieses Beitrages geholfen haben, danke ich Héctor Wittwer und Martin Hoffmann.

Schlagwörter: Demenz, Narration, Identität, psychologische Kontinuität, episodische Individuen

Abstract: In the ethics of dementia, reference to narrative models is a widespread tool for demonstrating the personal identity of dementia sufferers. In my contribution, I will draw attention to these approaches. In particular, I will analyze a special subclass, so-called external narratives, which hold that the personal identity of dementia patients can be maintained by re-telling their life stories: When a patient is, due to the symptoms of the disease, not able to tell his own story, it is the task of others – friends or relatives – to re-establish identity by completing the narrative of a patient’s life. Problems emerge, though, due to the relational nature of the theory. As other persons are instructed to re-tell a patient’s life story, misinterpretations, falsifications and the devaluation of first-personal experiences cannot be excluded. Moreover, it is not clear – even though they ascribe it to themselves – that narrative accounts can actually overcome traditional concepts of identity in the Lockean sense. Further problems can be seen in the objection of triviality and the notion of diachronic unity, which is interrupted by the characteristics of the disease. Nevertheless, I won’t abandon narrative accounts as such: By reference to Galen Strawson’s ‘episodic individuals’ and Jeff McMahan’s notion of ‘time-relative interests’, I will develop a strongly reduced understanding of narrativity which can still be performed by dementia patients in the later stages of the disease.

Keywords: Dementia, Narrative, Identity, Psychological Continuity, Episodic Individuals

I Einleitung

Ob und inwiefern der Begriff der Person an den der Identität gebunden ist oder nicht und was wiederum unter einer ‚Person‘ und ihrer ‚Identität‘ zu verstehen sei, sind wiederkehrende Fragen der Ontologie und der Philosophie des Geistes, aber auch der Ethik und Angewandten Ethik: Weil wir unter ‚Personen‘ nicht nur Lebewesen mit bestimmten Eigenschaften verstehen,² sondern ihnen zudem einen grundlegenden moralischen Schutzstatus

2 An dieser Stelle wird ein fähigkeitsorientiertes Verständnis des Person-Begriffs vorausgesetzt, das die Begriffe ‚Mensch‘ und ‚Person‘ nicht als äquivalent betrachtet. M.E. nach ist die Gleichsetzung der Begriffe ‚Mensch‘ und ‚Person‘ bereits aus terminologischen Gründen unmöglich: Der Verweis auf Personen erübrigt sich, wenn sämtliche, eine Person qualifizierenden Eigenschaften bereits im Begriff des ‚Menschen‘ enthalten sind. Hier wie auch im weiteren Verlauf des Beitrages steht jedoch die Diskussion zwischen gattungs-

zusprechen, wird der Begriff der Person in zahlreichen Fragen der Medizin- und Bioethik als Entscheidungskriterium zur Ablehnung oder Akzeptanz umstrittener Praktiken eingebracht – etwa in Auseinandersetzung mit der Forschung an embryonalen Stammzellen, der Präimplantationsdiagnostik, aber auch in Fragen der Patientenselbstbestimmung, und in diesem Zusammenhang auch vermehrt mit Blick auf dementielle Erkrankungen, die im Fokus dieses Textes stehen (Mackenzie 2008, 1, Wetzstein 2005). Dass dabei aufgrund der Ambiguität beider Begriffe oft unklar ist, welches Verständnis von ‚personaler Identität‘ jeweils zugrunde gelegt wird, ist vielfach bemerkt worden und soll an dieser Stelle nicht weiter thematisiert werden. Vielmehr möchte ich mich im Folgenden mit einer spezifischen Variante von Identitätstheorien beschäftigen, die in einer kritischen Auseinandersetzung mit Parfits Überwindung des Identitätsbegriffs auf die praktische Bedeutung personaler Identität hinweist. Gemäß dieser Auffassung, die auch für sich beansprucht, die personale Identität Demenzbetroffener darzulegen, werden Selbstzuschreibungen, insbesondere die Ausbildung eines narrativ-biographischen Selbstverständnisses, als Kriterium der Begründung personaler Identität verstanden. Ausschlaggebende Methode zur Generierung qualitativer Selbstverhältnisse ist dabei die (Selbst-)Narration: Autobiographisches Erzählen, die Wiedergabe der Lebensgeschichte durch andere, aber auch fiktionale Berichte und Erzählungen werden zum Instrument der Erzeugung eines spezifisch narrativen Selbst. Narrative Theorien personaler Identität sind damit in einem Sozialraum situiert, in dem ein Individuum nicht singular betrachtet wird, sondern ausgehend von dessen Verstrickung in die Geschehnisse und Geschichten anderer die jeweilige Identität einer Person diskursiv erzählt wird.

Auch wenn in grundlegenden Theorien narrativer Identität die Herausforderungen von Demenzerkrankungen zunächst keine Rolle spielen, so werden narrative Identitätstheorien seit einigen Jahren vermehrt herangezogen, um den Personen-Status Demenzbetroffener insbesondere in den späteren Stadien der Erkrankung zu konstituieren. Aufgrund ihrer Krankheitssymptomatik verlieren Demenzbetroffene zwar nach und nach die Fähigkeit, ihre Lebensgeschichte zu erzählen und in ein kohärentes narratives Gefüge einzuordnen. Dennoch, so Marya Schechtman, kann im Rahmen von

theoretischen und fähigkeitsorientierten Ansätzen, den Begriff der Person zu definieren, nicht im Vordergrund. Siehe zur Debatte des Personen-Begriffs z.B. Birnbacher 2006 oder Quante 2012.

narrativen Identitätstheorien das Selbstverständnis von Personen, die dazu nicht mehr in der Lage sind, bewahrt und weitergeführt werden:

What I propose is that we think of identity-constituting narratives not just as the narratives we create for ourselves, but the narratives of our lives that are created in conjunction with other people. Infants and the demented cannot self-narrate, but other people can and do form narrative conceptions of them. In keeping with present aims, the claim is not about the way in which others can form narrative conceptions of what infants and the demented are *like* (...) but rather about the way in which they can begin or continue an *individual* life narrative that anticipates or recalls the unfolding of that *individual* life, bringing past and future into the present, as it were, on behalf of the person who cannot do it herself. (Schechtman 2014, 104, kursiv im Original)

Narrative Identitätstheorien sind für Schechtman insbesondere zur Unterstreichung der Persönlichkeit eines Individuums geeignet und stellen aufgrund ihrer diskursiv-sozialen Ausrichtung ein Instrumentarium bereit, um die Persönlichkeit Demenzbetroffener, die bis in die Spätstadien der Erkrankung erkennbar ist, zu verdeutlichen. Die Kenntnis der Persönlichkeitsmerkmale ist dabei unter anderem aus der Perspektive der Angewandten Ethik zentral, etwa wenn es darum geht, die Präferenzen der Betroffenen, sofern diese sich nicht mehr selbst artikulieren können, bei Entscheidungen zu berücksichtigen.

Ziel meines Beitrages ist es, durch eine Diskussion einiger definitivischer Merkmale narrativer Identitätstheorien deren Übertragung auf den Erlebenszustand der Demenz einer kritischen Analyse zu unterziehen. Im Vordergrund stehen dabei Positionen wie die von Marya Schechtman, die sich nicht mit Selbsterzählungen Demenzbetroffener beschäftigen, sondern externe Narrationen z.B. von Angehörigen thematisieren und diese als Möglichkeit der Stiftung diachroner Identität im Zustand der Demenz begreifen. Mein Augenmerk gilt dabei zunächst dem von Vertretern narrativer Ansätze oft vorgebrachten Anspruch der Überwindung traditioneller, das Erinnerungskriterium aufwertender Identitätstheorien im Anschluss an Locke und Parfit. Dieser Anspruch, so wird sich zeigen, kann nicht erfüllt werden; und weitere Argumente gegen narrative Theorien personaler Identität – etwa Lamarques Trivialitätseinwand – verdeutlichen zusätzliche Probleme narrativer Ansätze, die in der Übertragung auf die Identität Demenzbetroffener eine besondere Brisanz erfahren. In Auseinandersetzung mit diesen Einwän-

den werde ich daher herausarbeiten, dass die Betonung externer Narrationen zu einer Abwertung des erstpersionalen Erlebenszustandes der Betroffenen führen kann. Zudem ist unklar, ob externe Narrationen tatsächlich die diachrone Identität Demenzbetroffener aufzeigen oder ob nicht vielmehr die Identität und Selbstvergewisserung der erzählenden Person im Vordergrund stehen. Gleichwohl werde ich den Versuch, narrative Theoriebildungen in die Auseinandersetzung mit dem Erlebenszustand der Demenz einzubeziehen, nicht vollständig zurückweisen. Denn in einem erweiterten Verständnis von ‚Narration‘, das etwa in Jeff McMahans Konzeption der ‚time-relative interests‘ deutlich wird, kann, wenn auch begrenzt, ein produktiver Rahmen zur Erörterung der personalen Identität Demenzkranker gefunden werden. Allerdings handelt es sich bei Positionen dieser Art – wenn überhaupt – um ein minimalistisches Verständnis von Narration,³ in dem narrative Äußerungen primär als ‚evaluative Mitteilungen‘ begriffen werden, die in demenzethischen Auseinandersetzungen zum Patientenwillen und begrenzt auch zur Bestimmung der personalen Identität Demenzbetroffener aber gleichwohl von Bedeutung sein können. Auch den genannten Kritikpunkten kann im Rahmen eines solchen Ansatzes begegnet werden.

Ich werde in einem ersten Schritt einen kurzen Einblick in narrative Theorien personaler Identität geben, in denen nicht nur der Begriff der Identität diskutiert, sondern auch die Erweiterung dieses Identitätsverständnisses auf die Situativität Demenzbetroffener vorgestellt wird. In einem zweiten Schritt werde ich mich mit dem Begriff der ‚Narration‘ beschäftigen, wie er in narrativen Identitätstheorien verwendet wird, und hier exemplarisch auf die Positionen von Tim Henning und Almut von Wedelstaedt zurückgreifen. Ausgehend davon werde ich zwei Einwände diskutieren, die gegen narrative Identitätskonstruktionen gerichtet sind und auf denen ich meine Kritik an narrativen Demenztheorien aufbauen werde. Der erste in diesem Zusammenhang analysierte Einwand ist der Trivialitätseinwand im Anschluss an Peter Lamarque, die zweite Kritik bezieht sich auf die Konzeption eines ‚episodic self‘ von Galen Strawson. Strawsons Ansatz ist es auch, den ich abschließend in einem dritten Schritt durch die Integration der Position McMahans als Ausgangspunkt für eine alternative Theorie der narrativen Identität Demenzkranker verwenden werde.

3 David DeGrazia spricht in diesem Zusammenhang von „*weak narrative identity*“ (DeGrazia 2006, 198. Kursiv im Original).

II Der Begriff der Identität – numerisch, praktisch, narrativ

Gegen Parfits Überwindung des Identitätsbegriffes betont Christine Korsgaard die Bedeutung numerischer Identität, die insbesondere dann zentral ist, wenn wir Personen als Handlungssubjekte begreifen (Korsgaard 1999, 199). Parfit geht davon aus, dass die Beantwortung der Frage nach dem ‚what matters‘ – der Frage also, was für uns von Bedeutung ist – nicht auf den Identitätsbegriff angewiesen ist. Das, worauf es ankommt, ist das Überleben einer Person. Überleben jedoch ist durch psychologische Kontinuitätsrelationen definiert und nicht auf einen eindeutigen Träger dieser Relationen angewiesen. Diese Überlegung verdeutlicht Parfit mit Verweis auf Wiggins anhand eines Gedankenexperimentes, in dem durch die Trennung zweier Hirnhälften und deren Implementierung in zwei verschiedene Körper die numerische Identität der vormaligen Person aufgebrochen wird (Parfit 1999, 73). Numerische Identität liefert Persistenzkriterien, die die kontinuierliche Fortdauer einer Entität im Laufe der Zeit markieren. Zwar mag eine Person Veränderungen ausgesetzt sein; diese Veränderungen betreffen jedoch dasselbe physische, raum-zeitlich situierte Individuum, das sich entwickelt, von anderen Individuen unterscheidet und abgrenzt. In Parfits Gedankenexperiment hingegen führen die Veränderungen, die durch die Hirntransplantation entstehen, zu der Genese von *zwei* Individuen, die mit der ursprünglichen Person zwar nicht in einer physischen, wohl aber in einer psychologischen Kontinuitätsrelation stehen: Da beide Hirnhälften, so die Kalkulation des Experimentes, die gleichen mentalen Inhalte aufweisen, existiert die vormalige Person in zwei Individuen weiter. Diese Kontinuitätsrelation begreift Parfit als eine Form des Überlebens, in der die numerische Identität überwunden wird und die betreffende Person in zwei verschiedenen Körpern weiterlebt. Weil das Überleben einer Person an derartige Relationen, nicht aber an die Identität des Körpers gebunden sei, könne auch die Sorge um die eigene Zukunft, ja sogar die Angst vor dem Tod überwunden werden (Parfit 1999, 97).

Derartigen ontologischen Überlegungen zum Status numerischer Identität hält Korsgaard entgegen, dass wir uns aus einer praktischen Perspektive heraus, als Handlungssubjekte, gleichwohl als Lebewesen mit eindeutiger Identitätsrelation begreifen müssen. Als Personen, die Entscheidungen treffen, ihre Zukunft planend und überlegend gestalten, nehmen wir einen deliberativen Standpunkt zu uns selbst ein, verhalten uns reflektierend zu unseren Plänen und Absichten (Korsgaard 1999, 208). Dabei gehen wir davon aus, dass die Pläne, die wir entwerfen, keinesfalls ein anderes phy-

sisches Individuum betreffen. Praktischer Deliberation liegt daher ein Verständnis personaler Identität zugrunde:

Wenn wir uns für eine Karriere entscheiden, Freundschaften pflegen und ein Familienleben führen, dann setzen wir eine kontinuierliche Identität und ein kontinuierliches Handeln zugleich voraus und erschaffen sie. Unsere gewohnheitsmäßigen Handlungen, die wir [...] um unseres Wohls willen ausführen, setzen eine durchgängige Identität voraus. (Korsgaard 1999, 210)

Diese vorausgesetzte Identität ist die Identität des physischen Körpers, auf den sich psychische Tätigkeiten beziehen (Korsgaard 1999, 213). Durch die Bezugnahme psychologischer Funktionen auf einen sie generierenden Körper entsteht die Einheit des Handlungssubjektes, für das es relevant ist, auf welches numerische Individuum seine Pläne ausgerichtet sind:

Worauf es für mich als Person ankommt, besteht darin [...], daß ich mich als Handlungssubjekt betrachte, als jemand, der sich entscheidet und ein bestimmtes Leben lebt. Ich lebe dieses Leben, habe dauerhafte Beziehungen [...] und führe Pläne aus als jemand, der nach Lage der Dinge diesen bestimmten Körper bewohnt. Solange ich diesen Körper bewohne und dieses Leben lebe, bin ich ein und dieselbe, bin ich dieses rationale Handlungssubjekt. (Korsgaard 1999, 228)⁴

Vertreter narrativer Identitätstheorien knüpfen an diese Überlegungen an, indem sie wie Korsgaard die praktische Einheit des Handlungssubjektes betonen, diese jedoch als narrativ generiert betrachten. So betont Schechtman, dass wir uns in autobiographischen Narrationen als Personen konstituieren, deren Leben einem „diachronic holism“ (Schechtman 2014, 100) gleichkommt und deren Erfahrungswelt durch ein kontinuierliches, narrativ vermitteltes Verständnis von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft geprägt ist; Charles Taylor hebt hervor, dass das „Verstehen meines gegenwärtigen Handelns [...] eine narrative Auffassung des eigenen Lebens verlangt“ (Taylor 1996, 96), und Kim Atkins verweist auf die synthetisierende Kraft von

4 Ähnlich begreift Kim Atkins mit Verweis auf Ricoeur die Einheit der Person als „single body-subject“, in dem „the numerical identity of my body (idem identity) presupposes continuity in my first-personal perspective (or ipse identity), while the continuity in my first personal perspective likewise presupposes the numerical identity of my body.“ (Atkins 2008, 69)

Narrationen, die unterschiedliche Perspektiven, Akteure und Zeitpunkte verbinden: „When we give an account of ourselves we provide a narrative: a report from a first-personal perspective to a second person (implicitly or explicitly) that links together third-personal objects, actors, times, and places in a temporally extended, causally related coherent whole, with a beginning, a middle, and an end.“ (Atkins 2008, 76)

Dieser Einbezug Dritter als die jeweiligen *Adressaten* erstpersonaler Erzählungen wird in Theorien narrativer Identität in ein relationales Gefüge von Selbst- und Fremderzählungen integriert, in dem Selbst-Narrationen aus der phänomenalen Perspektive der ersten Person intersubjektiv erweitert werden: „Wer über sich und sein Leben erzählt, ist selbst immer auch Teil der Geschichte anderer Personen und umgekehrt.“ (Crone 2017, 4) Die soziale Dimension narrativer Identitätstheorien, die die Bedeutung anderer in der Konstruktion personaler Identität aufwertet, erklärt schließlich auch das Interesse der Demenzethik an diesen Ansätzen. So betont Martina Schmidhuber unter dem Motto ‚Die Geschichte durch individuelle Pflege weitererzählen‘:

Macht man sich diese Abhängigkeit [von anderen Personen, D.R.] bewusst, ist es daher auch denkbar, dass während der Demenzerkrankung andere Menschen die Lebensgeschichte des Betroffenen weitererzählen, den Menschen mit Demenz in seiner weiteren Lebensgeschichte begleiten. Dafür ist es erforderlich, die Fürsorge und Pflege an die individuelle Person anzupassen, sie mit ihren Bedürfnissen und Wünschen ernst zu nehmen, aber auch Brüche in der Biographie anzuerkennen und darauf einzugehen. (Schmidhuber 2017, 34)

Während Locke personale Identität durch Erinnerungsleistungen und die Antizipation des Selbst als Kontinuum von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft definierte – eine Herangehensweise, die auch in Parfits Aufwertung psychologischer Kontinuitätsrelationen durchscheint –, grenzen sich narrative Demenztheorien von diesen kognitiven, erinnerungsbasierten Tätigkeiten des reflektierenden Selbst zugunsten einer Aufwertung des sozialen Umfelds ab. Doch nicht nur durch andere gestütztes biographisches Erzählen, sondern auch fiktionale Texte können, so Verena Wetzstein, für die Demenzethik von Bedeutung sein, bieten sie per Analogie doch die Möglichkeit, sich in die Innenperspektive eines Demenzbetroffenen hineinzusetzen und dessen Belange besser zu verstehen (Wetzstein 2005, 192). Zahlreiche literarische Beispiele, die unterschiedliche Textgattungen umfassen und in-

zwischen auch filmisch adaptiert werden, belegen die Popularität von Erzählungen über die Lebenssituation Demenzkranker und ihres Umfeldes.⁵ Sowohl in den fiktionalen als auch in den biographischen Texten wird dabei allerdings nicht primär die numerische, sondern die qualitative personale Identität der Betroffenen narrativ verhandelt, also die Veränderung von Persönlichkeitsmerkmalen artikuliert, die einem spezifischen Individuum ‚zugeordnet‘ sind. Narrative Theorien setzen daher die numerische Identität desjenigen Individuums, dessen Persönlichkeitsmerkmale krankheitsbedingten Veränderungen unterliegen, voraus (DeGrazia 2005, 198, Brand 2013, 189). Wäre dem nicht so, wäre unklar, auf welches Individuum sich die Erzählungen über veränderte Persönlichkeitsmerkmale überhaupt beziehen sollen.

III Demenz-Narrative in der Diskussion

Natürlich thematisieren nicht alle Texte, die Probleme Demenzkranker und den pflegerischen Umgang mit ihnen aufgreifen, primär die personale Identität der Betroffenen. Aufgrund der Vielzahl an Textgattungen – Romane, Erzählungen, biographische Auseinandersetzungen, Interviews und Reportagen – ist dies auch nicht möglich.⁶ In anderen, nichtfiktionalen, biographischen Texten wird explizit auf sich verändernde Persönlichkeitsmerkmale hingewiesen. Als Beispiel für eine narrativ verhandelte Auseinandersetzung mit der Persönlichkeit Demenzkranker verweist z.B. Schmidhuber auf Gabriele Zander-Schneiders Bericht über das Leben mit ihrer an Alzheimer er-

5 Zu nennen ist hier z.B. „Still Alice – Mein Leben ohne gestern“ aus dem Jahr 2014, für den die Hauptdarstellerin Julianne Moore einen Oscar erhielt, die Verfilmung der Erzählung „The Bear Came Over the Mountain“ von Alice Munro unter dem Titel „Away From Her“ (dt.: „An ihrer Seite“) oder der Film „Iris“, der die Alzheimererkrankung der Schriftstellerin Iris Murdoch thematisiert.

6 In Ulrike Draesners Erzählung „Ichs Heimweg macht alles alleine“ etwa ist der stilistisch-grammatikalische Ausdruck heterogener Bewusstseinsströme der Protagonistin zentral; Ähnliches gilt für Max Frischs „Der Mensch erscheint im Holozän“, in der die elliptische Erzählstruktur ergänzt wird durch die Einbindung von handschriftlichen Notizen, Zeitungsausschnitten und Lexikonartikeln; in anderen Texten, z.B. Matthew Thomas’ Roman „Wir sind nicht wir“, rückt die Perspektive der sozialen Umwelt – bei Thomas vor allem die Perspektive der Protagonistin Eileen Leary, die ihren demenzkranken Ehemann pflegt – in den Vordergrund.

krankten Mutter, in der auch Persönlichkeitsveränderungen diskutiert werden: Vor Krankheitseintritt erfreute sich die Mutter am Duft von blühendem Flieder, im Zustand der Demenz scheint dieser keine Bedeutung zu haben:

Am Rand eines Grundstücks steht ein Fliederbusch in voller Blüte. Schon einige Meter davor weht mir der intensive Geruch entgegen. „Ist das nicht herrlich? Riechst du das auch?“ „Ja, ja“, antwortet Mutter und schaut in eine völlig andere Richtung. Ich versuche es noch einmal, als wir direkt vor dem Strauch stehen [...]. „Mutter, komm, riech doch auch mal.“ [...] Mutter steht neben mir und schaut mir zu. So stecke ich selbst demonstrativ die Nase noch einmal tief in den Flieder hinein. „Komm, probier es mal.“ – „Ja“, sagt sie, und lacht mich verständnislos an. Es hat keinen Zweck. Sosehr ich ihr auch eine Freude machen will, sie versteht nicht, was ich meine. „Schade“, denke ich traurig und lasse den Zweig wieder los. (Zander-Schneider 2006, 95)

Ebenso verändern sich Essgewohnheiten – so isst die Mutter nun vermehrt Eis, das sie zuvor verschmähte (Zander-Schneider 2006, 31, Schmidhuber 2017, 34).

Aufgrund der Heterogenität der Textbeispiele ist oft jedoch unklar, was unter einer ‚narrativen‘ Auseinandersetzung mit Demenzerkrankungen zu verstehen ist, wie sich biographische Erzählungen von fiktiver Literatur, erstpersonale Erzählstrategien von einem Zugriff aus der drittpersonalen Perspektive unterscheiden oder welche Relation zwischen Form und Inhalt des Textes besteht. Diese Fragen, die primär Gegenstand einer literaturtheoretischen Analyse sind, werde ich im Folgenden nicht weiter aufgreifen, sondern mich mit einem spezifischen Problem *externer* Narrationen beschäftigen, die für sich beanspruchen, die personale Identität Demenzbetroffener durch Erzählen der Lebensgeschichte eines Erkrankten aus der Perspektive einer anderen Person zu generieren. Der in diesen Ansätzen zugrunde gelegte Identitätsbegriff wird dabei – wie erwähnt – nicht an erstpönlischen Erinnerung festgemacht, sondern an der diachronen, holistischen Struktur einer heterogenen Lebensgeschichte, die nicht nur durch die Person selbst, sondern maßgeblich auch durch andere erzählt wird, die zu „co-creators of the narrative“ werden (Hughes, Baldwin 2006, 109). Unklar ist hingegen, was hier unter ‚Narrativität‘, ‚Narration‘ oder den Spezifika eines ‚narrativen Selbst‘ zu verstehen ist. Für eine detaillierte Auseinandersetzung mit den Textbeispielen, die in narrativen Demenztheorien herangezogen werden,

sind daher metatheoretische Untersuchungen zentral, die verdeutlichen, was unter einer *narrativen* Identitätsstiftung zu verstehen ist.

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, die in der Literatur umfangreich verhandelte Debatte zum Status und zur Definition von Narrationen in philosophischen Theorien personaler Identität zu analysieren. Stattdessen werde ich mich auf einen punktuellen Einblick beschränken, indem ich zwei Ansätze aus der deutschsprachigen Debatte thematisieren werde, die jeweils verdeutlichen, was unter einer ‚narrativen Identität‘ verstanden werden kann. Die Positionen, die mich hier interessieren, stammen von Tim Henning und Almut von Wedelstaedt: Beide diskutieren die Bedeutung biographischer Einstellungen für ein angemessenes Verständnis von ‚Narration‘ und greifen zudem Probleme narrativer Identitätstheorien auf. Diese Ansätze sind es auch, mit denen ich zu einer kritischen Analyse narrativer Identitätstheorien bei Demenzzbetroffenen überleiten werde.

III.1 Was heißt ‚narrative Identität‘? – Zwei Beispiele

III.1.1 Narration und emotionale Signifikanz

Henning zufolge sind nicht „irgendwelche faktischen biographischen Überzeugungen von Personen“ narrativ, sondern nur diejenigen Einstellungen, die eine authentische Identifikation mit bestimmten Überzeugungen ermöglichen (Henning 2009, 236).⁷ Die Authentizität einer Identifikation ist gebunden an den Wert, der einer Einstellung zukommt, und dessen Bedeutung für die Handlungszusammenhänge einer Person (Henning 2009, 32). Auf der Basis evaluativer Einstellungen und Überzeugungen bewerten Personen Wünsche und Optionen und markieren diejenigen als zentral, mit denen sie sich affirmativ identifizieren und die ihr Handeln bestimmen sollen. Da es sich bei dieser evaluativen Haltung zu Zielen und Überzeugungen um normative Einstellungen handelt, sind diese Einstellungen zugleich begründungsbedürftig; und bei der Begründung von Identifikationen als handlungswirksame Überzeugungen kommen Narrationen ins Spiel. Narrationen sind für Henning zunächst lediglich erzählte biographische Überzeugungen, d.h. Einstellungen, deren Authentizität durch das Erzählen der Lebensgeschichte einer Person gerechtfertigt ist: Das Erzählen über die Entwicklung einer Einstellung als handlungswirksamen Wunsch – mit Henning deren „le-

7 Henning zeigt zudem, inwiefern Überzeugungen überhaupt als ‚narrativ‘ klassifiziert werden können, ich werde diesen Punkt jedoch nicht weiter verfolgen.

bensgeschichtliche Karriere“ (Henning 2009, 236) – garantiert die Authentizität einer Einstellung (Henning 2009, 242). Jedoch wäre es zu abstrakt, wenn eine Narration auf die Lebensgeschichte ‚als solche‘ Bezug nimmt. Narrationen erzählen mit Henning vielmehr über Episoden, verstanden als Komplexe von Ereignissen, die die Vorgeschichte dieser Ereignisse wiedergeben, schildern, wie es in der Lebensgeschichte der Person P zur Genese eines Ereignisses e kommen konnte und wie sich einzelne Episoden in die Struktur einer Biographie als solche einordnen lassen. Narrationen müssen zudem formale Kriterien erfüllen – die geäußerten Sätze müssen u.a. eine linguistische Einheit bilden, auf mindestens zwei zeitlich getrennte Ereignisse Bezug nehmen und diese zu einem Sinnzusammenhang verknüpfen sowie eine emotionale Signifikanz für den Sprecher haben.⁸ Diese emotionale Signifikanz ist das entscheidende qualitative Merkmal, das die Authentizität von Identifikationen verbürgt.⁹

III.1.2 Narrative Identität: Ein problematischer Geschichtsbegriff

Almut von Wedelstaedt vertritt einen engen Geschichtsbegriff, für den wie bei Henning formale Bedingungen aufgezeigt werden können. So konstituiert sich eine Geschichte aus mehreren Teilen, zwischen denen ein Sinnzusammenhang besteht und die ein Ereignis in einer bestimmten zeitlichen Ordnung wiedergeben. Zudem gibt es in einer Geschichte „durchgehend dieselben Protagonisten“ (von Wedelstaedt 2017, 63). Vor allem aber hat eine Geschichte einen wörtlichen, einen eigentlichen sowie einen übertragenen Sinn, und alle drei Sinn-Kategorien sind für das Verstehen einer Geschichte zentral.¹⁰ Anders als Henning beantwortet von Wedelstaedt die Frage, ob

8 Henning bezeichnet diese Kriterien als Textualitätsbedingung, Diachronizitätsbedingung, Bedingung des Sinnzusammenhangs sowie Dramatizitätsbedingung. Hinzu kommen weitere Bedingungen – die Ganzheitsbedingung, die semantische Intentionalitätsbedingung und die Sequenzialitätsbedingung, auf die ich nicht weiter eingehe. Vgl. dazu Henning 2009, 169f.

9 Zur Instantiierung von „geschlossene[n] dramatische[n] Struktur[e]n“ durch erzählte Episoden siehe Henning 2009, 258f.

10 Ebd. Zur Erläuterung des Unterschieds zwischen einem wörtlichen, eigentlichen und übertragenen Sinn nennt von Wedelstaedt das Märchen von Dornröschen: Der wörtliche Sinn des Märchens besteht im Verständnis der Handlung: Wer Dornröschen als Erzählung über eine Prinzessin begreift, die dazu verflucht wird, an ihrem 15. Geburtstag in einen 100-jährigen Schlaf zu fallen usw., hat die wörtliche Bedeutung des Märchens verstanden. Der übertragene

Narrationen eine identitätsstiftende Funktion haben können, jedoch nicht durchgängig positiv. Dabei stützt sie sich auf eine Analyse narrativer Identitätstheorien von u.a. Ricoeur, Velleman und Schechtman und kommt zu dem Schluss, dass der Geschichtsbegriff in narrativen Identitätstheorien aus zwei Gründen problematisch ist: Er ist entweder zu anspruchsvoll und mündet in ein Überforderungsproblem, oder er ist zu schwach und mündet in ein Trivialitätsproblem (von Wedelstaedt 2017, 151). Das Überforderungsproblem ergibt sich, wenn die Geschichten, die in narrativen Identitätstheorien relevant sind, entweder als viele kleine oder auch große Geschichten verstanden werden, die eine Person tatsächlich von ihrem Leben erzählt, aber auch dann, wenn es sich nicht um tatsächlich erzählte, sondern um implizit vorhandene Geschichten handelt, die nur partiell artikuliert werden (von Wedelstaedt 2017, S. 148f.). Viele Menschen erzählen weder explizit noch implizit Geschichten über ihr Leben, die einen Anfang und ein Ende aufweisen sowie einen Sinnzusammenhang bilden, sie erfüllen also nicht die Kriterien für ein komplexes Verständnis von Narrationen und bilden dementsprechend keine narrative Identität aus. Das Trivialitätsproblem ergibt sich, wenn die Bedingungen für das Vorliegen einer Geschichte reduziert werden – etwa wenn auf einen Sinnzusammenhang verzichtet und lediglich eine unbestimmte zeitliche Orientierung als Diachronizitätsmerkmal von Geschichten eingefordert wird. Es genügt in diesem Fall, einzelne zeitlich ausgedehnte Tätigkeiten wie z.B. das Kaffeekochen als eine Geschichte zu verstehen.¹¹ Werden jedoch die Bedingungen für das Vorliegen einer Geschichte derart herabgesetzt, so verliert die Narration als konstituierendes Merkmal narrativer Identitätstheorien ihre Bedeutung als solche: Es ist, so von Wedelstaedt, „nicht mehr möglich, das Erzählen von Geschichten vor anderen Tätigkeiten wie etwa dem Beschreiben eines Vorgangs auszuzeichnen“ (von Wedelstaedt 2017, 150).

Sinn wird erst dann deutlich, wenn das Märchen als Erzählung der Adoleszenz begriffen wird. Von diesen beiden Bedeutungen unterscheidet sich der eigentliche Sinn einer Geschichte, der sich von möglichen Fehldeutungen abgrenzt. Vgl. dazu von Wedelstaedt 2017, 60.

11 Dieses Beispiel stammt von Strawson. Siehe dazu Strawson 2004, 438–439.

III.2 Narrative Demenztheorien – Einwände und Kritik

Sowohl Henning als auch von Wedelstaedt benennen mit Verweis auf eine grundlegende Kritik von Peter Lamarque den Trivialitätseinwand als zentrales Problem narrativer Identitätstheorien. Wie können narrative *Demenztheorien* mit diesem Einwand umgehen und welche durch die Krankheitssymptome bedingten Schwierigkeiten ergeben sich dabei? In einer Auseinandersetzung mit dem Trivialitätseinwand möchte ich im Folgenden zeigen, dass narrative Theorien der Identität Demenzbetroffener sich nicht nur durchaus berechtigterweise mit dem Trivialitätseinwand konfrontiert sehen, sondern dass dieser Ausgangspunkt für weitere Probleme ist, die unter anderem mit dem relationalen Charakter der entsprechenden Ansätze verbunden sind, was wiederum dazu führt, dass die emotionale Signifikanz der erzählten Inhalte für die unmittelbar betroffenen Demenzerkrankten nicht immer deutlich wird.

III.2.1 Der Trivialitätseinwand zwischen Selbst- und Fremderzählung

Lamarque zufolge sind die Bedingungen dafür, dass sprachliche Äußerungen als narrativ gelten, so gering, dass „[v]ery little of substance can be inferred from the premise that a piece of discourse is narrative“ (Lamarque 2004, 394). Der Trivialitätseinwand lässt sich in einer formalen und einer inhaltlichen Hinsicht präzisieren, die jedoch zusammenhängen: Ausgehend von einer Analyse unterschiedlicher Narrativitätstheorien nennt Lamarque zwei formale Bedingungen, die erfüllt sein müssen, damit eine Narration vorliegt: Eine Geschichte muss erzählt werden, und sie setzt zwei unterschiedliche Ereignisse in eine zeitliche Relation. Aussagen über die inhaltliche Bedeutung oder den Wahrheitsgehalt einer Erzählung sind jedoch keine konstitutiven Bestandteile von Narrationen (Lamarque 2004, 394). Weil diese Bedingungen von inhaltlichen Aspekten abstrahieren, existieren keine Kriterien, die einen Bewertungsmaßstab zur Beurteilung des Gehalts von Narrationen bereitstellen – auch Trivialitäten und Nichtigkeiten können erzählt werden. Tim Henning versucht, diesen Einwand zu entkräften, indem er darauf hinweist, dass die erzählten Ereignisse „die richtige Art von evaluativer und affektiver *Bedeutsamkeit* für Rezipienten im Äußerungskontext“ (Henning 2009, 12. Kursiv im Original) haben bzw. die bereits erwähnte emotionale Signifikanz aufweisen müssen. Überträgt man diese Bedingungen auf biographische Erzählungen über Demenzbetroffene, etwa auf den Erfahrungsbericht von Gabriela Zander-Schneider, so ergeben sich Probleme: Zum ei-

nen ist nicht klar, ob die von der Tochter wahrgenommenen und erzählten Veränderungen – vor Beginn der Demenz aß die erkrankte Mutter kein Eis und mochte den Geruch blühenden Flieders, im Krankheitszustand verhält es sich anders – tatsächlich eine herausragende, identitätsstiftende Bedeutung haben und für die Tochter, wie Schmidhuber schreibt, nicht leicht hinzunehmen sind (Schmidhuber 2017, 32), oder ob es sich um eher marginale Aspekte handelt, denen die Betroffene selbst neutral gegenübersteht.

Dieser Umstand verweist auf ein weiteres Problem: Denn zum anderen ist nicht nur nicht deutlich, ob die erzählten Veränderungen überhaupt von Bedeutung sind, es ist zudem unklar, ob diese Veränderungen primär für die Betroffenen oder eher für die erzählenden Angehörigen relevant sind. Der Umstand, dass es die Angehörigen oder andere Personen aus dem sozialen Nahbereich der Betroffenen sind, aus deren Perspektive ein Demenz-Narrativ entsteht, birgt nicht nur die Gefahr, dass es zu Fehldeutungen kommen und die Lebensgeschichte eines Demenzbetroffenen – beabsichtigt oder nicht – auch falsch interpretiert werden kann. Es ist darüber hinaus unklar, ob die Sinnstiftungen, die in den Erzählungen angelegt sind, eher die erzählende Person und ihren Umgang mit der Krankheit betreffen und nicht zwingend die Person, über die etwas erzählt wird. Diese Probleme ergeben sich aus dem relationalen Charakter von Demenzerzählungen, in denen andere die Lebensgeschichte einer Person weitererzählen. Vertreter narrativer Theorien betrachten dies als einen Vorteil gegenüber autonomiezentrierten Identitätskonstruktionen und verweisen – zu Recht – auf die Bedeutung der Abhängigkeit von anderen, die für die Ausbildung einer personalen Identität zentral ist (Wetzstein 2005, 185; Schmidhuber 2013, 307). Es lässt sich jedoch durchaus fragen, ob bei einer expliziten Übertragung relationaler Strukturen auf *Narrationen* die Rolle des Erzählers gegenüber dem Erzählten stärker ist als eigentlich beabsichtigt, wodurch wiederum die erstpersönliche Erlebensperspektive der Betroffenen geschwächt wird. Die Identität des Erzählers, verstanden als Prozess der Selbstvergewisserung in Auseinandersetzung mit der Demenzerkrankung eines Angehörigen, nimmt dann implizit einen hohen Stellenwert ein, so dass nicht zwangsläufig die Identität der an Demenz erkrankten Person an sich zentral ist. Übertragen auf das Beispiel von Gabriele Zander-Schneider: Es ist überhaupt nicht klar, ob die Mutter es registriert, bewertet oder gar bedauert, dass ihr der Duft blühenden Flieders nichts mehr bedeutet, oder ob dies vielmehr für die Tochter relevant ist. Wann genau aber ein Ereignis eine evaluative oder affektive Bedeutung für die *Betroffenen* hat, ist im Zuge der Demenzerkrankung hinge-

gen immer schwerer festzustellen, so dass es zuweilen unklar bleibt, wann die von Henning geforderte Nichttrivialitätsbedingung erfüllt ist und wann nicht. Auf alle Fälle jedoch sind es primär die Betroffenen selbst, deren unterschiedliche, auch nonverbale Äußerungen berücksichtigt werden müssen, und nicht nur die Erzählungen der Angehörigen.

III.2.2 Diachrone vs. episodische Lebensformen

Die durch die Krankheitssymptome bedingten Unsicherheitsfaktoren sind in narrativen Demenztheorien auch in anderer Hinsicht relevant. Können die Betroffenen ihre eigene Biographie nicht mehr erzählen, so kommt es mit Schechtman den Angehörigen zu, dieses stellvertretend für die erkrankten Personen zu übernehmen. Zentral ist für Schechtman hier die Wiederherstellung einer holistischen Gesamtperspektive auf das individuelle Leben der Betroffenen, durch die es möglich ist, diachrone Identitätsrelationen zu generieren. Diese Herangehensweise zieht nicht nur erkenntnistheoretische Konsequenzen nach sich,¹² sondern impliziert zusätzliche Probleme, die nicht nur für narrative *Demenztheorien*, sondern für narrative Ansätze personaler Identität als solche gelten und die aus der Übertragung literaturtheoretischer Kriterien auf Kontexte personaler Identität resultieren. Eine literarische Erzählung hat einen Anfang und ein Ende, zwischen diesen Polen entfaltet sich die erzählte Geschichte, die Struktur einer Narration ist auf diese Dualität hin angelegt, mit der zwei zeitlich unterschiedlich verordnete Handlungen oder Ereignisse in eine Verbindung gebracht werden. Über das Erzählen der eigenen Lebensgeschichte – so die Analogie der Vertreter narrativer Identitätstheorien – ist es möglich, diese Ganzheit als Merkmal von Erzählungen auf einzelne Lebensverläufe, die ‚Ganzheit‘ eines individuellen Lebens, zu übertragen. Weil Demenzbetroffene dies nicht mehr eigenständig leisten können, sind sie darauf angewiesen, dass andere für sie stellvertretend diese erzählerische Leistung erbringen.

Interessant ist an dieser Stelle zunächst, dass narrative Theorien personaler Identität bei Demenzbetroffenen damit eine Perspektive der sich zwar verändernden, aber dennoch kontinuierlichen Entwicklung einer Persönlichkeit einnehmen, wie sie auch bei Vertretern psychologischer Iden-

12 Auf dieses Problem macht z.B. Cordula Brand aufmerksam, indem sie betont, dass Identität in relationalen Ansätzen letztendlich ein gesellschaftliches Konstrukt ist, dem keine objektivierende Basis zugrunde liegt. Da Narrativitätstheorien auf relationalen Prämissen aufbauen, sind sie von dieser Problematik in zentraler Weise betroffen. Siehe dazu Brand 2013, 19f.

titätstheorien im Anschluss an Locke anzutreffen ist und die aus der Perspektive einer narrativen Demenzethik eigentlich kritisiert wird. So wird etwa betont, dass es problematisch sei, personale Identität im Anschluss an Locke durch Erinnerungen zu definieren und Identität als Resultat der Bewusstseinstätigkeit eines Individuums zu verstehen, das sich selbst an unterschiedlichen Zeiten und Orten als Selbst begreift (Schmidhuber 2013, 305, Schechtman 2014, 100). Narrative, relationale Theorieelemente sollen derartige Konstrukte durch die Bedeutung, die anderen Personen für die Ausbildung personaler Identität zukommt, ersetzen. In diesem Punkt aber zeigt sich, dass narrative Demenztheorien keinesfalls das Erinnerungskriterium aufgeben: Die erinnerungsbasierte Bewusstseinstätigkeit, die bei Locke die diachrone Einheit der Person garantiert, verlagert sich lediglich von den unmittelbar betroffenen Patienten auf die Angehörigen – der Fokus auf die Lebensgeschichte als holistische Ganzheit bleibt bestehen, die aktuelle Situation Demenzbetroffener, die Frage, wie sie sich zu bestimmten Aspekten positionieren würden, wird beantwortet von Angehörigen, die die Perspektive der Patienten einnehmen, über diese aber wiederum nur auf der Grundlage ihrer bisherigen Erfahrungen mit den Betroffenen urteilen können.

Von Bedeutung ist zudem, wie Lamarque betont, dass Narrationen keinesfalls per se dazu geeignet sind, diachrone Identitätsstrukturen und -merkmale zu stiften – der Anspruch eines „life-narrative“ ist zu komplex, als dass er von biographischen Selbsterzählungen erfüllt werden kann (Lamarque 2004, 405). Diese Zurückweisung eines narrativ generierten diachronen Selbst wird aus einer anderen Perspektive von Galen Strawson verstärkt, der sogenannte ‚episodic individuals‘ bzw. ein ‚episodic life‘ gegenüber einem ‚diachronic life‘ abgrenzt und aufwertet. Dabei verbindet Strawson die Definition des ‚episodic life‘ mit einer Kritik an narrativen Identitätstheorien:

I have a past, like any human being, and I know perfectly well that I have a past. I have a respectable amount of factual knowledge about it, and I also remember some of my past experiences from the inside, as philosophers say. And yet I have absolutely no sense of my life as a narrative with form, or indeed as a narrative without form. Absolutely none. Nor do I have any great or special interest in my past. Nor do I have a great deal of concern for my future. (Strawson 2004, 433)

Eine narrativ-diachrone Lebensweise zeichnet sich dadurch aus, dass sich ein Individuum in seiner biographischen Vergangenheit verortet und sei-

nen Lebensweg ausgehend von dieser Situiertheit in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft erzählt. Eine episodische Lebensweise dagegen steht dem ‚diachronic holism‘ entgegen, konzentriert sich auf den aktuellen Erlebenszustand und betrachtet diesen nicht als durch die erinnerte biographische Vergangenheit geprägt, obwohl erstpersönliche Erinnerungen durchaus vorhanden sind. Im Gegensatz zu Individuen, die ein narratives Leben führen, haben ‚episodic individuals‘ keine diachrone, narrativ vermittelte Form der Selbsterfahrung. Kausal betrachtet ist das aktuelle Selbst der ‚episodics‘ zwar durch vergangene Ereignisse und Handlungen geprägt: „The past can be alive [...] in the present simply in so far as it has helped to shape the way one is in the present, just as musicians’ playing can incorporate and body forth their past practice without being mediated by any explicit memory of it.“ (Strawson 2004, 432) In der Generierung des aktuellen Selbst spielen kontinuierliche Erinnerungen an die individuelle biographische Vergangenheit jedoch keine Rolle. Unsere Erfahrung von uns selbst als „inner mental entity“ (Strawson 2004, 429) ist daher „by definition more located in the present“ (Strawson 2004, 432), als es bei ‚diachronic individuals‘ der Fall ist.

Mit Blick auf Demenzerkrankungen ist dieser Einwand von Bedeutung, da er die Existenz eines (zwar episodischen) Selbst kalkuliert, dieses jedoch von Erinnerungsleistungen und einem Verständnis für bzw. dem Erzählen von diachronen autobiographischen Strukturen entlastet. Zur Ausbildung einer Persönlichkeit und eines erfüllten Lebens ist ein diachroner, narrativer Zugriff auf die Lebensgeschichte einer Person nicht relevant: Es ist mit Strawson falsch, davon auszugehen, dass ein gelingendes Leben nur im Rahmen eines biographischen Gesamtzusammenhangs möglich ist, der die Genese und Bedeutung der Persönlichkeit eines Individuums nachverfolgt. Die Notwendigkeit der Existenz eines solchen biographischen Gesamtzusammenhangs heben VertreterInnen narrativer Theorien personaler Identität jedoch gerade hervor.

Für Fragen der personalen Identität Demenzbetroffener hingegen bietet Strawsons Herangehensweise große Vorteile: Weil der Bezugspunkt für die Analyse eines ‚episodic self‘ die Gegenwart ist, ist der in narrativen Demenztheorien eingeschlagene Umweg über relationale Modelle des Erzählens, die die biographische Vergangenheit der Betroffenen berücksichtigen, nicht notwendig. Stattdessen ist es möglich, Präferenzen und qualitative Persönlichkeitsmerkmale ausgehend von aktuellen, episodischen Äußerungen der Betroffenen, die auch non-verbal sein können, zu definieren, ohne diese primär aus der Perspektive der biographischen Vergangenheit betrachten zu müssen.

Dies bedeutet zugleich aber auch, dass die holistische Herangehensweise, die in narrativen Identitätstheorien auf die Biographie einer Person mit ihren Entwicklungen und Veränderungen eingenommen wird, aufgegeben werden muss. In gewisser Hinsicht ist die Einnahme dieser Perspektive im Rahmen narrativer Demenztheorien selbst paradox. Es ist bereits darauf aufmerksam gemacht worden, dass in narrativen Identitätstheorien das Erinnerungskriterium, das an Ansätzen wie dem von Locke gerade kritisiert wird, letztendlich nicht überwunden wird. Dieses Spannungsverhältnis verstärkt sich hinsichtlich der Berücksichtigung der Gesamtbiographie einer Person, die Vertreter narrativer Demenztheorien ambivalent bewerten: So wird einerseits die aktuelle Erlebenssituation eines Demenzpatienten betont und die Gültigkeit von vor Krankheitseintritt verabschiedeten Patientenverfügungen hinterfragt (Schmidhuber 2013, 307, Dresser 1995, 36): Vor Krankheitseintritt können wir uns eben nicht vorstellen, wie es ist, dement zu sein, und urteilen ggf. negativ über Demenzerkrankungen; in der Situativität der Krankheit hingegen mag dies anders sein – die Gesamtperspektive auf eine Biographie, die auch vorherige Präferenzen berücksichtigt, wird von Vertretern narrativer Ansätze daher verworfen. Andererseits jedoch wird die Lebens- und Entwicklungsgeschichte einer Person als solche wiederum aufgewertet, wenn es darum geht, dass Angehörige denjenigen Betroffenen, die ihre Lebensgeschichte nur noch bedingt selbst erzählen können, zur Seite stehen und diese weitererzählen (Schmidhuber 2013, 308) – in dieser Hinsicht wird der holistische Lebensentwurf einer Person, also auch seine biographische Vergangenheit, die weitererzählt werden muss, vorausgesetzt. Eine Aufwertung der aktuellen Situation aber, die Vertreter narrativer, relationaler Demenztheorien ja gerade einfordern, ist letztlich erst dann möglich, wenn die holistische Perspektive als solche aufgegeben wird.

Wenn es also gute Gründe dafür gibt, in der philosophischen Demenztheorie und -ethik einen holistischen Zugriff ausgehend von der Gesamtbiographie einer Person zu vermeiden, so stärkt dies die Bedeutung episodischer Denk- und Wahrnehmungsgelände, die Demenzbetroffene bis in die Spätstadien der Erkrankung hin auf unterschiedliche Weise äußern und die gerade nicht in einen Gesamtzusammenhang eingeordnet werden müssen. Im letzten Teil des Beitrages möchte ich in einem Ausblick kurz skizzieren, wie – alternativ zu narrativen Ansätzen – eine Aufwertung der ‚episodic selves‘ gedacht werden kann und welche Konsequenzen dies für narrative Demenztheorien birgt.

IV Ausblick: Demenzbetroffene als ‚episodic individuals‘

Jeff McMahan ist einer der wenigen der analytischen Philosophie der Person zuzuordnenden Theoretiker, der direkt auf Demenzerkrankungen eingeht. Zwar ist McMahans Zugriff auf Demenzerkrankungen nicht immer einheitlich, insbesondere seine Argumentation zugunsten von vor Krankheitseintritt geäußerten Willensentscheidungen zur Berücksichtigung des „life as a whole“ (McMahan 2002, 502) scheint mit der Theorie der ‚time-relative interests‘ aus dem Grundlagenteil von *The Ethics of Killing* nur schwer vereinbar zu sein. Auch eine explizite Theorie der Narrativität findet sich bei McMahan nicht; jedoch ist es durchaus plausibel – und diese Möglichkeit zeigt David DeGrazia auf – McMahans Position für narrative Ansätze fruchtbar zu machen (DeGrazia 2005, 197–201).

Im Folgenden interessiert mich primär McMahans Auseinandersetzung mit den Begriffen der Identität, der sogenannten ‚prudential unity relations‘ und der ‚time-relative interests‘. Wie Parfit unternimmt McMahan zunächst eine Trennung vor zwischen Fragen der Identität und Fragen nach dem, was für uns von Bedeutung ist bzw. worauf es ankommt. Das, worauf es ankommt, ist für McMahan nicht Überleben, sondern eine egoistische Sorge um die Zukunft („egoistic concern for the future“), den Begriff der Identität definiert er als „continued existence and functioning (...) of enough of the same brain to be capable of generating consciousness or mental activity“ (McMahan 2002, 68). In der Beantwortung der Frage, wie egoistische Sorge um die Zukunft ausgeübt werden kann, spielt der Begriff der Identität jedoch wieder eine Rolle; wir sollten, so McMahan, „seek the closest congruence possible between our understanding of the basis of egoistic concern and our account of personal identity“ (McMahan 2002, 68). Die Aufrechterhaltung einer Sorge um die Zukunft ist damit an bestimmte Gehirnaktivitäten gebunden – eben das Funktionieren derjenigen Hirnareale, die Bewusstsein und mentale Aktivität generieren.

Für die weitere Argumentation ist von Bedeutung, dass McMahan zwischen drei verschiedenen Arten der Kontinuität von Hirnaktivität unterscheidet. Physische Kontinuität umfasst die Kontinuität des Gehirns als solches, seine Zusammensetzung als komplexes Organ, das zwar Veränderungen unterliegen mag, die die Struktur des Hirns als organisches Ganzes jedoch nicht beeinträchtigen. Funktionale Kontinuität beinhaltet die Kontinuität bestimmter psychologischer Fähigkeiten, insbesondere die Aufrechterhaltung von Bewusstseinsaktivität, während strukturelle Kontinuität oder „organizational continuity“ die Aufrechterhaltung der Inhalte von Bewusst-

seinsaktivitäten im Laufe der Zeit umfasst (McMahan 2002, 68). Zur Ausbildung einer Sorge um die Zukunft nun ist physische und funktionale Kontinuität, jedoch keine strukturelle Kontinuität der Inhalte mentaler Gehalte erforderlich. Kriterium für Identität wie auch für die Sorge um die Zukunft ist somit „the survival of one’s basic psychological *capacities*, in particular the capacity for consciousness. It does not require continuity of any of the particular *contents* of one’s mental life.“ (McMahan 2002, 68. Kursiv im Original) Für die Auseinandersetzung mit der Identität Demenzbetroffener hat dieser Verzicht auf die Kontinuität der *Inhalte* von Bewusstseinsaktivität enorme Konsequenzen, denn McMahan betont, dass „[t]his allows that one may survive the deprogramming of one’s brain and that one continues to exist throughout the progress of Alzheimer’s disease, until the disease destroys the capacity for consciousness“ (McMahan 2002, 68). Solange die Fähigkeit zur Generierung von Bewusstseinsaktivität nicht vollständig zum Erliegen gekommen ist, ist es mit Blick auf den Identitätsstatus Demenzbetroffener möglich, diesen eine Identität sowie eine Sorge um die Zukunft zuzusprechen.

Weil McMahan der Kontinuität von Bewusstseinsinhalten keine tragende Funktion einräumt, spielt der Bezug auf die biographische Vergangenheit eines Individuums in seinem Ansatz keine Rolle. Zentral ist vielmehr die unmittelbare Gegenwart sowie ein – zumindest minimales – Verständnis der unmittelbaren Zukunft, das vorausgesetzt sein muss, damit eine Sorge um die Zukunft ausgebildet werden kann. Die entsprechenden Begrifflichkeiten, die dieses Verhältnis von unmittelbarer Gegenwart und Zukunft verdeutlichen, sind sogenannte ‚time-relative interests‘ und ‚prudential unity relations‘. ‚Time-relative interests‘ existieren relativ zum aktuellen, momentanen Zeitpunkt und sind unterschieden von Interessen, die sich auf „one’s life as a whole“ beziehen (McMahan 2002, 80). Sie können daher auch im Rahmen episodischer Bewusstseinstätigkeit ausgeübt werden, der ein Bezug zur biographischen Vergangenheit fehlt. ‚Prudential unity relations‘ artikulieren eine egoistische Sorge um die Zukunft, indem sie das Verhältnis zwischen „oneself now and oneself at a later time“ benennen (McMahan 2002, 79) und den Wert kalkulieren, den ein antizipiertes zukünftiges Ereignis oder eine zukünftige Situation für eine Person zum aktuellen Zeitpunkt hat. So betont McMahan, dass „[a] person in the early stages of Alzheimer’s disease has reason to be egoistically concerned about what may happen to his body even in the final phases in which the mental life associated with his body will no longer be even weakly psychologically connected from day to day“

(McMahan 2002, 67). Auch wenn eine Person in den Spätstadien der Demenzerkrankung nur fragmentarische mentale Gehalte haben und sich ihrer Situation nicht bewusst sein mag, so hat die Antizipation dieser zukünftigen Lage gleichwohl eine Bedeutung für die Person in ihrer aktuellen Situation. Im Zuge des Fortschreitens der Erkrankung werden die Fähigkeit der Ausbildung einer Sorge um die Zukunft und die Intensität der ‚prudential unity relations‘ zwar kontinuierlich abnehmen. Gleichwohl ist es Betroffenen auch im Spätstadium der Erkrankung nicht vollständig unmöglich, eine egoistische Sorge um die Zukunft auszuüben:

[I]n all actual cases, within the space of an actual human life span, when enough of the brain will persist to carry forward the conscious life of the original subject, there seems to be some basis for egoistic concern about the future even if (as in later phases of Alzheimer’s disease) there will be no connectedness from day to day. (McMahan 2002, 82f.)

Dies zeigt, dass die diachronen Relationen, die durch ‚prudential unity relations‘ generiert werden, vor allem in der Gegenwart, in der konkreten Situativität, in der sich eine Person befindet, von Bedeutung sind. Die Diachronizität, die ‚prudential unity relations‘ markieren, erweist sich als eine antizipierte Diachronizität und nicht als eine diachrone Struktur, die die faktische Entwicklung einer Person von der Vergangenheit bis in die Gegenwart rekonstruiert. Auch wenn die Ausbildung von ‚time-relative interests‘ ein zumindest minimales Zukunftsverständnis erfordert – eine Fähigkeit, die Demenzbetroffene im Zuge der Erkrankung immer weniger erfüllen können –, so konzentrieren sich diese Interessen auf den aktuellen Zustand einer Person. Die Berücksichtigung des aktuellen Erlebniszustandes, den Vertreter narrativer, relationaler Demenztheorien einfordern, kann daher ausgehend von McMahans Position besser erfüllt werden als durch Ansätze, die einen umfassenden Bezug zur biographischen Vergangenheit herstellen.

Dieser nicht vorhandene Bezug zur biographischen Vergangenheit und der Verzicht auf holistische Strukturen sind jedoch nicht die einzigen Aspekte, durch die sich McMahans Ansatz von narrativen Theorien personaler Identität unterscheidet. Denn die Äußerung von ‚time-relative interests‘ ist zudem nur durch die erstpersionliche Perspektive möglich und kann nicht durch andere Personen erfolgen. Mit Blick auf Demenzbetroffene mag dies den Nachteil haben, dass Patienten in den spätesten Stadien der Erkrankung nur noch geringfügig ‚time-relative interests‘ generieren können.

Weil die Äußerung von ‚time-relative interests‘ jedoch momentan und im Rahmen episodischer Strukturen erfolgt, ist es den Betroffenen – je nach Krankheitsverlauf – bis in die Spätstadien der Erkrankung hinein nicht vollständig unmöglich, diese Interessen auszubilden, die zudem eine Bandbreite an Artikulationsformen einnehmen und weit über sprachliche Äußerungen hinausgehen können. Auf diese Weise können Demenzbetroffene sich selbst als praktische, in die Welt hineinwirkende Individuen zeigen und ihre personale Identität unterstreichen.

McMahan selbst gibt keine Beispiele für die Ausübung von ‚time-relative interests‘ bei Demenzkranken. Ich möchte daher zwei Beispiele aus der Demenzliteratur nennen, die möglicherweise als Ausbildung von ‚time-relative interests‘ und ‚prudential unity relations‘ aus der erstpersönlichen Perspektive verstanden werden können.

In einem Interview zur Demenzerkrankung ihres Ehemannes berichtet Inge Jens, dass Walter Jens, der sich vor Eintreten der Demenz gegen eine Lebensverlängerung im dementiellen Zustand aussprach, in einem späten Stadium der Erkrankung Folgendes äußerte: „Neulich hat er gesagt: ‚Nicht totmachen, bitte nicht totmachen.‘ Ich bin mir nach vielen qualvollen Überlegungen absolut sicher, dass mich mein Mann jetzt nicht um Sterbenshilfe, sondern um Lebenshilfe bittet.“ (Jens 2009) Mit Blick auf McMahans Ansatz ist diese Äußerung von zweifachem Interesse: Zum einen verdeutlicht sich in ihr eine Zukunftsorientierung – Walter Jens möchte augenscheinlich weiterleben – und zum anderen handelt es sich um eine sequentielle, episodische Bemerkung, die Jens ‚neulich‘ machte. Dass es Inge Jens ist, die über die Präferenz ihres Ehemannes berichtet und diese ausdeutet, zeigt, dass die Aufnahme von ‚time-relative interests‘ zwar in intersubjektiven Kontexten verortet ist und den Angehörigen durchaus die Aufgabe zukommt, sich mit diesen Interessen auseinanderzusetzen. Es sind jedoch nicht die Angehörigen, die die Lebensgeschichte einer Person – auf die es hier ja gerade nicht ankommt – weitererzählen und in einen identifikatorischen Zusammenhang mit der Vergangenheit des Betroffenen setzen oder die die Worte „nicht totmachen“ aussprechen.

In seiner Erzählung „My Father’s Brain“ thematisiert Jonathan Frantzen die Demenzerkrankung seines Vaters und berichtet von einem starken Willen, den dieser auch noch zu einem Zeitpunkt artikulierte, an dem er die Fähigkeit, sich verbal zu äußern, bereits verloren hatte. Im April 1995 beschloss sein Vater, nicht mehr zu essen, und wenn Frantzen versuchte, ihm den Mund abzuwischen, so blieb dessen Wille „intact enough to avert his

face when I tried to clear his mouth out with a moist foam swab[.] I'll go to my own grave insisting that my father was determined to die and to die, as best as he could, on his own terms.“ (Frantzen 2004, 36) Auch hier, im Wegdrehen des Gesichtes, zeigt sich ein ‚time-relative interest‘, das die Zukunft betrifft, nämlich das Interesse des Vaters, so sterben zu wollen, wie er es möchte, und dabei von Handlungen, die möglicherweise Ausdruck von Mitleid und Fürsorge sind, nicht beeinträchtigt zu werden.

In beiden Beispielen zeigt sich nicht nur die Genese von ‚time-relative interests‘ und ‚prudential unity relations‘, sondern auch das Selbstverständnis und die Persönlichkeit der beiden Betroffenen, die diese auch im Spätstadium ihrer Demenzerkrankung auf unterschiedliche Art und Weise artikulieren. Sowohl Jens als auch Frantzens Vater äußern Aspekte, die für sie eine emotionale Signifikanz aufweisen und als Präferenzäußerungen im dementiellen Zustand verstanden werden können. Jedoch handelt es sich nicht um eine Narration in einem strengen Sinne: Es gibt hier keine Geschichte, die die Betroffenen erzählen,¹³ sondern lediglich die verbale bzw. physische Äußerung einer Präferenz, die zwar nicht die formalen Kriterien einer Narration erfüllt, aber gleichwohl dazu in der Lage ist, das Selbstverständnis der Betroffenen, ihre Persönlichkeit und ihr Selbstbild zu vermitteln. Die Ausbildung qualitativer Identitätsmerkmale ist daher keinesfalls auf Narrationen angewiesen, sondern muss umfassende Möglichkeiten der Artikulation berücksichtigen: Auch „nichtnarrative, implizite und qualitative Merkmale des Mentalen“ verdienen Beachtung (Crone 2017, 14). Sowohl für die Demenzethik als auch für Fragen der qualitativen Identität Demenzbetroffener ist dieser erweiterte Zugriff, der analytisch durch die Position McMahans erläutert werden kann, produktiv. Das heißt nicht, dass narrative Identitätstheorien keine Bedeutung haben – insbesondere auf literaturtheoretischer Ebene ergeben sich umfangreiche Möglichkeiten zur Rekonstruktion unterschiedlicher Erzählstrategien, die die Identität der beschriebenen Figuren und Protagonisten verdeutlichen. Für die Demenzethik jedoch, und auch für Fragen nach der personalen Identität Demenzbetroffener, ist nicht der *Modus* der Artikulation von Werten und Interessen von Bedeutung, son-

13 Damit soll der Textstatus von Frantzens Erzählung – die natürlich eine Narration ist – nicht bestritten werden. Für den Gehalt der Äußerung ist es jedoch egal, ob die Präferenzartikulation des Vaters im Rahmen einer Erzählung, eines Romans oder, wie bei Inge Jens, in einem Interview geschieht. Zentral ist, dass der Vater auf nonverbale Weise eine Präferenz artikuliert, aber eben keine Geschichte erzählt.

dern deren *Inhalt*, die evaluativen Mitteilungen, durch die sich eine Person zu erkennen gibt. Dieses „Sich-zu-erkennen-Geben“ aber, das gerade in demenzethischen Auseinandersetzungen zum Patientenwillen der Betroffenen zentral ist, ist auf viele Weisen möglich und nicht notwendig auf Narrationen angewiesen (von Wedelstaedt 2017, 154).

Literatur

- Atkins, Kim. 2008. *Narrative Identity and Moral Identity. A Practical Perspective*. New York: Routledge 2008.
- Baldwin, Clive und Hughes, Julian C. 2006. *Ethical issues in Dementia Care. Making Difficult Decisions*. London: Kingsley Publishers.
- Birnbacher, Dieter. 2006. Das Dilemma des Personbegriffs. In: *Bioethik zwischen Natur und Interesse*. Frankfurt am Main: Suhrkamp, 53–56.
- Brand, Cordula. 2013. Die Narration der Narration – Eine Kritik in drei Akten. In: *Personale Identität, Narrativität und Praktische Rationalität. Die Einheit der Person aus metaphysischer und praktischer Perspektive*. Hg. v. Georg Gasser und Martina Schmidhuber, 181–199. Münster: Mentis.
- Crone, Katja. 2017. Strukturen der Identität und des Selbstverständnisses von Personen. *Deutsche Zeitschrift für Philosophie* 65: 1–15.
- Frantzen, Jonathan. 2004. My Father's Brain. In: *How to Be Alone. Essays*. New York: Harpercollins, 7–39.
- DeGrazia, David. 2005. *Human Identity and Bioethics*. New York: Cambridge University Press.
- Dresser, Rebecca. 1995. Dworkin on Dementia. *Elegant Theory, Questionable Policy. Hastings Center Report* 25: 32–38.
- Henning, Tim. 2009. *Person sein und Geschichten erzählen. Eine Studie über personale Autonomie und narrative Gründe*. Berlin: de Gruyter.
- Korsgaard, Christine M. 1999. Personale Identität und die Einheit des Handelns: eine kantianische Antwort auf Parfit. In: *Personale Identität*. Hg. v. Michael Quante, 195–237. Paderborn: Schöningh.
- Lamarque, Peter. 2004. On Not Expecting Too Much from Narrative. *Mind & Language* 19: 393–408.
- Mackenzie, Catriona. 2008. Introduction: Practical identity and narrative agency. In: *Practical Identity and Narrative Agency*. Hg. v. Kim Atkins und Catriona Mackenzie, 1–28. New York: Routledge.
- McMahan, Jeff. 2002. *The Ethics of Killing. Problems at the Margins of Life*. New York: Oxford University Press.
- Parfit, Derek. 1999. Personale Identität. In: *Personale Identität*. Hg. v. Michael Quante, 71–99. Paderborn: Schöningh.

- Quante, Michael. 2012. *Person*. Berlin: de Gruyter.
- Schechtman, Marya. 2014. *Staying Alive. Personal Identity, Practical Concerns, and the Unity of a Life*. New York: Oxford University Press.
- Schmidhuber, Martina. 2017. Lebensgeschichte und personale Identität bei Demenz. In: *Dementia and Subjectivity/Demenz und Subjektivität. Aesthetic, Literary and Philosophical Perspectives/Ästhetische, literarische und philosophische Perspektiven*. Hg. v. Daniela Ringkamp, Sara Strauß und Leonie Süwolto, 25–38. Frankfurt am Main: Lang.
- Schmidhuber, Martina. 2013. Verlieren Demenzbetroffene ihre personale Identität? In: *Personale Identität, Narrativität und Praktische Rationalität. Die Einheit der Person aus metaphysischer und praktischer Perspektive*. Hg. v. Georg Gasser und Martina Schmidhuber, 295–311. Münster: Mentis.
- Strawson, Galen. 2004. Against Narrativity. *Ratio. An international journal of analytic philosophy* 17: 428–452.
- Taylor, Charles. 1996. *Quellen des Selbst. Die Entstehung der neuzeitlichen Identität*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- von Wedelstaedt, Almut Kristine. 2017. *Von Menschen und Geschichten. Über philosophische Theorien narrativer Identität*. Münster: Mentis.
- Wetzstein, Verena. 2005. *Diagnose Alzheimer. Grundlagen einer Ethik der Demenz*. Frankfurt am Main: Campus.
- Zander-Schneider, Gabriela. 2006. *Sind Sie meine Tochter? Leben mit meiner alzheimerkranken Mutter*. Reinbek: Rowohlt.

Internetquellen

- Walter Jens: Bitte nicht totmachen. Berliner Morgenpost, 20.7.2009. URL: <https://www.morgenpost.de/printarchiv/kultur/article104306297/Walter-Jens-Bitte-nicht-totmachen.html> (letzter Zugriff: 23.7.2017).